

Der Volksfreund

Wochenschrift für die Deutschen Polens in Stadt und Land.
Erscheint jeden Sonntag.

Zu beziehen durch den Herausgeber
Gustav Ewald, Lodz, Rozwarowa-Straße 17,
dorthin sind auch alle Geldsendungen zu richten.

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. Ottomar Wolff, Lodz, Długa 112.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Bezugspreis mit Postzusatz 4 Mk. vierteljährlich
Einzelnummern 1 Pf. Anzeigenpreis 1 Mk. für
die dreizehntägige Anzeigenszeit oder deren Raum.

Nr. 7

Sonntag, den 22. Februar 1920.

2. Jahrgang

Gebet.

Herr, gib uns helle Augen,
Die Schönheit der Welt zu sehen!
Herr, gib uns seine Ohren,
Dein Rufen zu verstehen.
Und weiche, liebe Hände
Für unserer Brüder Leid,
Und klingende Glockenworte
Für unsere irren Zeit!
Herr, gib uns rasche Füße
Nach unserer Arbeitsstatt —
Und eine stille Seele,
Die Deinen Frieden hat!

Frida Jung.

Es ist nicht leicht, ein Christ zu sein.

Wisset ihr nicht, daß die, so in
den Schranken laufen, die laufen
alle, aber einer erlangt das Kleinod?
Laufet nun also, daß ihr es
ergreift. 1. Kor., 9, 24—27.

„Wisset ihr nicht,“ sagt der Apostel,
„daß die, welche in den Schranken laufen,
die laufen alle?“ Ja, die Korinther
kannten das Bild: das Rennen in der
Bahn, draußen vor ihrer Stadt. Sie lie-
fen alle, die sich gemeldet hatten, und sie
liefen alle in den Schranken, die Bahn
entlang. Keiner lief querselbein. Das galt
nicht. Das gilt auch heute nicht. Sie
hatten sich monatelang hart geübt und ein-
gelernt: „Ein jeglicher aber enthält sich
alles Dinges.“ Und wenn der Tag kam,
dann hatte oft alle Mühe nichts genützt:
„Einer aber erlangt das Kleinod.“

In den Schranken mußt du bleiben,
in der Bahn. Dem Herrn mußt du nach-
gehen, wie der seinen Weg gemacht hat
durch die Welt: von Nazareth nach Gol-
gatha. Es mögen viele Wege nach jeder
Stadt im Land führen, nach dem Himmel
führt nur ein Weg: Jesus Christ, der
gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahr-
heit und das Leben, niemand kommt zum
Vater, denn durch mich. Das ist das
Allererste im Christentum, daß du auf

Jesus siehst und sagst, den Weg muß ich
gehen.

Es sind sehr viele Christen, die am
Bege sitzen und an Kämpfen und Laufen
nicht denken. Sie gehen auf in den kleinen
Sorgen und Freuden des Lebens, sie
pflügen und hämmern, sie kochen und essen,
sie trinken und lachen. Sie haben nicht
einen einzigen großen und ernstesten Ge-
danken. Da wurden sie krank. Sie hatten
das schöne Leben zugebracht wie ein Ge-
schwätz. Sie waren auch mitten im
Schwazzen. Da trugen wir sie auf den
Friedhof.

Andere laufen; aber ihr Ziel taugt
nicht. Das, wonach sie laufen, ist nicht
der Mühe wert. Andere laufen einer Lei-
denschaft nach. Sie kommen alle nicht ans
Ziel. Sie geizten noch; sie griffen noch;
sie tranken noch; sie lachten noch; sie
liefen noch. Mitten im Lauf stürzten sie.
Da trugen wir sie auf den Friedhof.

Man muß in den Schranken laufen.
Eine lange Schranke neben dir, dem Lau-
fenden: Gottes Ehre, Name und Tag,
deines Nächsten Ehe, Gut und Ehre. Die
ganze Schranke entlang stehen die sun-
kelnden, starken Gottesworte: du sollst
Gott fürchten und lieben, so sehr du
kannst, und deinem Nächsten Gutes er-
weisen, so sehr du kannst. Daß du nicht
auf das Steinigte kommst und werdest
hartherzig! Daß du nicht zwischen die
Dornen gerätst und werdest voll Sorge
und nichtiger Freuden! Daß du nicht
in den Abgrund fällst in Schande und
Laster!

In den heiligen Schranken Gottes
laufen: das ist das erste! Das andere
aber ist: von sich werfen, was am Laufen
hindert. Ein Wort von Jesus Christ:
„Wenn dein Auge dich zur Sünde ver-
führen will, so reiße es aus, wirf es weg!“
Da hat der eine eine Leidenschaft: nicht
schlimm, aber sie hindert seine Seele am
Laufen. Da hat der andere Hab und
Gut, nicht viel: aber gerade so viel, daß
seine Seele schwer mit Sorgen belastet

ist. Da hat der andere hohe Gedanken
von sich selbst und schaut mit stolzer
Miene auf das Gotteswort, und das hin-
dert viele am Laufen. Da ist einer, der
hat gehört, was zu den Christen gesagt
ist: Was ihr getan habt einem meiner ge-
ringsten Brüder, das habt ihr mir getan;
aber wenn die äußere Mission kommt,
oder wenn Not in der Gemeinde ist, dann
kann er doch nicht vom Groschen los wer-
den, und das hindert am Laufen. Was
dich hindert, vorwärts zu kommen nach
der schönen Himmelspforte, reiße es aus!
Wirf es weg! Es ist Mühe, große schwere
Mühe; aber es ist besser, mit Mühe in
den Himmel zu kommen, als, bepackt
mit allerlei Habe und Sorge und Sünde,
in die Nacht, ins Verderben zu gehen.

Und dann, nicht müde werden, bis die
schöne Pforte erreicht, bis der grüne Kranz
auf dem Haupt sitzt. Lauft also, daß ihr
es ergreift.

Wie war dein Herz so unverdorben,
dein Gebet so kindlich und vertrauensvoll.
Fein ließt du, liebe Seele, zum Tisch des
Herrn und nicktest mit dem Haupte, als
er sagte: Geh hin und sündige hinfert
nicht mehr! Wer hat dich aufgehalten,
liebe Seele? Böse Freunde, die lachten
und sagten: es ist kein Gott! Man soll
Gott mehr geborchen als den Menschen.
Wer hat dich aufgehalten? Deine Sorge
und deine Mühe! Es gibt für den Christen
vornehmlich eine Sorge: Schaffet, daß ihr
selig werdet mit Furcht und mit Zittern.
Wer hat dich aufgehalten? Deine Sünde?
Geh zum Tisch des Herrn, rede mit ihm
über deine Sünde und geh in reinem
Kleide mit neuem Mut weiter auf deinem
Weg. Als der verlorene Sohn sich auf-
gemacht hatte — da es von ihm heißt:
da schlug er in sich — ich denke: da lief
er sein. Da wollte ihn manches aufhalten:
lustige Gesellen und ein Sandweg, ein
schönes Dorf und ein Agentag; aber er
ließ sich nicht halten. Gehe hin und tue
degleichen und Gott helfe dir, daß du
das Kleinod erlangst. G. F.

Wer ist schuld?

Von Dr. D. Wolff.

Hierher Leser, wir wollen gemeinsam eine kleine Reise unternehmen, um uns die Kreisstadt M. oder N. anzusehen. Wir kommen auf dem Bahnhof an, wo wir schon von dem ortskundigen Herrn P. erwartet wurden, der uns in liebenswürdiger Weise die Stadt zeigen will. An der Stadt ist auch genau zu sehen ein schöner Markt, mit schönem Brunnen darauf, umgeben von noch jüngeren, aber schönen Anlagen, die Häuser ziemlich schön und sauber. Zwei schöne alte Kirchen, wovon eine noch aus dem Mittelalter stammt. Hieran an oder ganz in der Nähe der Hauptstraße, die ziemlich alte Geschäfte antwortet und einen verhältnismäßig starken Verkehr hat. Herr P. gibt uns in allem die Erklärungen. Wir kommen endlich am Rande der Stadt zu einem Park, vor uns hinter demselben liegt je ein großes Gebäude. Eins davon ist wohl die Schule? fragen wir Herrn P. Wir erhalten aber die Auskunft, daß das erste ein Gefängnis und das andere das Krankenhaus seien. an der Schule wären wir schon längst vorbeigekommen, das wäre ein kleines Häuschen in der Nähe der Kirche gewesen. Natürlich, wo man kleine Schulen hat, muß man große Gefängnisse und Krankenhäuser haben, sagte Herr P. und wie recht er damit hat, sehen wir erst, als wir uns diese neuen, modernen Gebäude genauer ansehen dürfen. Herr P. hat uns die Erlaubnis dazu bei den Direktoren erwirkt. Zuerst besichtigen wir das Gefängnis. Der Direktor, ein Mann, der genau weiß, daß das Gefängnis nicht nur zum Strafen, sondern vor allem zum Bessern da ist, führt uns im Hause herum und zeigt uns dessen Einrichtung. Schöne große und weite Korridore, geräumige Arbeitsstätten, wo die Gefangenen beschäftigt werden, auch gut gelüftete und saubere Einzelzellen für schwere Verbrecher die in Einzelhaft sitzen, sind vorhanden. An zwischen Beispielen, wobei er bald auf einen oder den anderen hinweist, erzählt er uns deren Lebens- und Leidensgeschichte. Es fällt ihm nicht schwer, denn das Gefängnis ist voll besetzt. B. jener junge Mann dort, wird wohl nie wieder in das Gefängnis zurückkehren. Er hat aus Schwächegefühl, nun ist er sehend geworden, er wird wohl später ein ehrsameres Leben führen, ja, wenn ihn seine lieben Mitbürger nicht daran hindern, doch er scheint die nötige Willenskraft aufbringen zu wollen, um sich auch gegen die Pharisäer, die sich besser dünken, weil sie für so und so viele Vergehen nicht bestraft werden, durchsetzen zu können. Da ist ein anderer, ein ausgesprochenes Pennbruder, der hat auch einmal für eine Kleinigkeit gefesselt, als er entlassen wurde, gab man ihm nirgend Arbeit da wurde er zum Tagelöhner und Trinker, stahl, um sein Leben zu fristen, kam zum zweiten Mal in das Gefängnis und nun ist er ein ständiger Gauner geworden. So wie er entlassen wird, beginnt er sein Säuferleben von Neuem, und wenn er nicht schon früher eine Strafzeit abzubüßen hat, so weiß er es schon so einzurichten, daß er den Winter über warm und verpflegt im Gefängnis sitzt. Dann fällt uns ein Mann auf, der durchaus gut aussieht, auf unsere Frage erfahren wir, daß es ein Mörder ist. Er hat in der Trunkenheit seinen Kameraden mit der Axt erschlagen, nun muß er diese ungeliebte Tat, an die er in der Nüchternheit auch nicht gewagt hätte zu denken, mit langjähriger Haft büßen und wenn er dann das Gefängnis verläßt, ist er an Leib und Seele gebrochen. In der Frauenabteilung fiel uns eine Frau auf, deren Gesichtsausdruck

schon ohne weiteres auf sehr geringe geistige Fähigkeiten schließen ließ. „Die Tochter eines Säufers“, erklärte der Direktor, „überhaupt sind ein großer Teil der Insassen des Gefängnisses Kinder von Trinkern.“ Wir haben den Mundaum durch das Gefängnis beendet und obgleich es durchaus in nichts an ähnliche Anstalten aus früherer Zeit erinnerte, alles sehr schön und zweckmäßig eingerichtet war, so überkam uns doch ein gelindes Brauen, nicht vor den armen Leuten da drinn, sondern vor denen draußen, die sie durch Bosheit, Mangel an Nächstenliebe oder Gedankenlosigkeit da hinein gebracht hatten, ein Gruen vor der Menschheit hervorbringt, wenn es so weiter gehen sollte. Mit diesen ersten Gedanken kommen wir ins Krankenhaus. Was wir hier sehen scheint uns wieder ermutigen zu müssen. Wo noch so viel Nächstenliebe ist um Leid und Krankheit zu lindern und zu mindern, da ist es wohl um die Menschheit doch noch nicht so schlecht bestellt. Es ist alles so überaus freundlich hier und man sieht es den Kranken an, daß sie sich wohl fühlen, da mir bei vielen schon die Umarmung lindern, ja heilkräftig wirken. Und wir hören auch von vielen schönen Heilerfolgen. Wir durchwandern eine Abteilung nach der anderen, die chirurgische, die für innere Krankheiten und andere und überall ist dasselbe Bild. Die Kranken, die schon aufstehen dürfen, sitzen im schattigen Garten, bei einem Buch oder plaudern in Gruppen und alle scheinen zufrieden. Nun kommen wir zu einem besonderen Hintergebäude, welches wir vorher gar nicht gesehen hatten, die Abteilung für Geistes Kranke, wie uns gesagt wird.

Auch hier ist alles zweckmäßig und schön eingerichtet. Doch wenn man in die Gesichter der armen Kranken sieht, wird es einem wohl um das Herz Tot ausgedrückt ist bei vielen das Leben, bei anderen altnm noch ein kleines Fränkchen. Warum sind wohl diese Leute so krank geworden? warum müssen sie sich hier quälen? Die einzelnen empfinden ihr Leiden gar nicht mehr, es sind lebende Leichen, bei den anderen bricht noch von Zeit zu Zeit eine laute Klage aus, eine Anklage gegen sich, die anderen und die ganze Weltordnung. Ja Warum? Auch hier erhalten wir Auskunft. Unglückliche Lebenslage, verfehlte Spekulationen und vor allem erbliche Belastung. Und da erzählt uns der Direktor so manche Leidensgeschichte dieser armen Kranken, und immer wieder hören wir hier, wie früher im Gefängnis, die Worte eigene Trunksucht, der Vater war Trinker, ein Säuferfamilie u. s. w. Und da wird uns das Herz schwer über die Unvernunft der Menschen. Es ist da ein Würgengel an der Arbeit, der Schimmer ist als alle Seuchen, der die Menschheit nicht nur fürverlich, sondern auch geistig tödtet, der nicht nur den Einzelnen sondern ganze Familien schlägt und die Menschheit steht ihn nicht, oder sieht ihn als ihren Wohlthäter an, opfert ihm täglich sich und ihre Kinder. Wo ist da unsere Schule, daß sie gegen ihn ankämpft? Wo sind unsere Pfarrer die täglich und stündlich gegen ihn predigen? Ein Böse läßt sich aber aus dem Herzen nicht mit Bannformeln und Zauberprühen entfernen, er muß durch den Beweis eines stärkeren und mächtigeren Gebotes und Gesetzes vertrieben werden. Und dies Gesetz, ist das Gesetz der Nächstenliebe und des sozialen Verantwortlichkeitsgefühls. Pflanzt das auf bei uns, dann wird der größte Feind aller Völker zum mindesten der unseres Volkes der Alkoholismus, die Trunksucht, beseitigt werden. Wer ist

Schuld daran, daß alle jene Unglücklichen so hart leiden? Sie selbst? Nein, das wohl nicht? Ihre Eltern? Wohl auch nicht, aber wer? Nun wir alle. Ehe wir alle nicht eingesehen haben, daß der Trunk das größte Verbrechen bedeutet, denn in ihm liegt die Wurzel zu allem anderen, wird und kann es nicht besser werden. Und solange einer glaubt sich ausschließen zu können, weil es auf ihn nicht antomne, so wird die Arbeit immer schwerer bleiben. Jeder möchte wohl die Wohlthaten der Allgemeinheit genießen, aber für die Allgemeinheit etwas zu tun, dafür sind die Menschen zu haben, sie glauben es komme auf sie nur an wenn sie empfinden, aber nicht wenn sie geben sollen. Es ist dies in Mangel an Nächstenliebe und Verantwortlichkeitsgefühl und dieses zu Bekämpfen sei unsere Pflicht. Unser Volk für uns und wir alle, jeder einzelne für unser Volk. Wenn wir all das Unheil bedenken welches der Alkoholismus täglich und stündlich verursacht, mußte da nicht in jeder Schulkasse ein Plakat hängen mit der Aufschrift: Hüte dich vor dem Alkohol. Im Bier, Wein und Schnaps ist er enthalten, er ist es der uns betäubt und trunken macht. Dank seiner Wirkung werden die Menschen böse und krank. Die Mehrzahl der Verbrecher haben das Verbrechen in der Trunkenheit begangen. Die meisten Geisteskranken sind seine Opfer. Darum hüte dich vor geistigen Getränken. Und nun mein lieber Leser wie steht Du dran? Wir, die wir die Stätten des Glücks sehen, haben uns das heilige Verprechen gegeben nie wieder einen Tropfen dieses Giftes zu genießen. Tu Du es auch. Die hilft nicht nur Dir, sondern vor allem den anderen, besonders aber deinem Volk. Bedenke was der Unterhalt dieser Anstalten kostet, sie könnten weit über die Hälfte verringert werden, würden wir den Alkohol beseitigen können. Und für dies Geld könnten wir unsere Schulen doppelt und dreimal so groß bauen, zum Ruh und Frommen aller.

Wo man große Schulen hat, braucht man nur kleine Gefängnisse und Krankenhäuser.

Fried Pinal's Schimmel.

Ein Bild aus unserem Dorfleben von Math S.

Die folgende lebenswahre Erzählung, die eine wirkliche Begebenheit aus der Zeit unserer Großväter behandelt, da es in unserem Lande noch Wölfe gab, führt uns so recht in das Leben ein, und da das Leben stets lehrreich ist, so mag auch diese Geschichte uns lehren und zu denken geben. Die Schriftleitung.

Rauher Herbstwind wehte über die eben Stoppelfelder und grünen Wintersaaten. Die Feldarbeiten waren beendet; nur hier und da hatten einige Saumseltigen noch ein Stück Kartoffeln zu hacken oder ein Gewende für die Frühlingssaat zu färzen.

Doch das ging Fried Pinal's Schimmel nichts an. Er hatte gewissenhaft den Acker seines Herrn bearbeitet, hatte alle Kartoffeln nach Hause geschleppt, Holz und Streu aus dem Walde gehauen und was der ähnlichen Arbeiten mehr waren. Das war von ihm eine Leistung gewesen, denn sein Futter war nur kärglich bemessen, und den Hafer zum Häcksel mußte er sich stets denken; dabei hatte er bereits das 15. Lebensjahr überschritten und seine Pferdejugend längst hinter sich.

Nun war auch für ihn die langersehnte Ruhe gekommen. Ungehindert konnte er Tag

und Nacht auf der Gemeinbedürftung umherlungern und, wenn das welle Gras auch nicht besonders munde, so fühlte er sich dabei doch recht behaglich. Wenn der kalte Herbstregen ihm zu stark auf das Fell herabrieselte, suchte er auch wohl Schutz bei seinem Herrn, den er durch lautes Prusten von seiner Ankunft in Kenntnis setzte. Doch dieser war nicht gar zu gafffreundlich und begrüßte seinen Schimmel stets mit den Worten: „Wat will er hle?“, nahm dann einen Bohnenstod und trieb ihn fort. Und der Schimmel verschwand wieder auf längere Zeit.

Die Ernte war dieses Jahr nicht schlecht ausgefallen. Fried Pinal brauchte den Winter für sich und die Seinen nicht zu fürchten. Mit Vergnügen dachte er an die langen Winterabende, da er werde sorgenlos am Ofen sitzen und seine Pfeife schmauchen können; bisher hatte er jeden Winter eine Arbeit suchen müssen, weil es nicht reichen wollte. Nur die Futterfrage machte ihm Sorge. Es hatte in der Feuernte nämlich fast täglich geregnet, und da war viel Heu verloren gegangen. Die Kuh und das Kalb mußten durchwintern werden, das stand fest; dann blieb noch der Schimmel zu versorgen und der Schuppen zu decken. Für beide reichte das Stroh nicht aus; wen er aber bevorzugen sollte, darüber war er sich noch nicht klar. So lange noch Gras auf der Weide für den Schimmel war und der Regen den Schuppen nicht unter Wasser frigte, hatte es keine Eile. Fragte ihn mal seine Frau, wie er denn darüber denke, so pflegte er zu sagen: „Kommt Zeit, kommt Rat.“

Immer näher rückte der Winter. Die Sonne durchbrach den grauen Wolkenschleier nur selten und verstaubte sich halb wieder; der kalte Herbstregen hielt tagelang an. Pinal's Blick mal auf den Hof, so mahnte ihn der halbgedeckte Schuppen und der nasse Wagen, der mit der Drechsel gerade in die Haustür zielte, immer dringender an die Lösung dieser Frage.

Eines Morgens, als der Regen ganz besonders dicht aus den niedrig hängenden Wolken herabströmte, wurde es Pinal klar, daß es Zeit sei, einen endgültigen Entschluß zu fassen. Wichtig setzte er sich auf einen Stuhl neben dem Tisch, brückte die graue Wintermütze fester auf den Kopf, stützte die Ellbogen auf die Knie und die Hände unter das Kinn. Eine tiefe Falte zog sich über die Stirn, als ob er ein Welt rätsel zu lösen habe. Wohl eine Viertelstunde mochte er so gelesen haben. Plötzlich, als ob er's gefunden, erhob er sich vom Stuhl, räusperte sich, schneute auf die Diele, nahm eine Pfeife und schaute seine Frau an, die am Herd saß und den Teig knetete, aus dem sie Weibkloßchen zum Frühstück machen wollte.

„Weißt, Karline“, begann er, „wir werden den Schimmel verkaufen müssen.“

Frau Karline setzte das Quart mit Wasser, daß sie in der linken Hand hielt, auf den Herd, hob die rechte, an der ein Stück Teig lebte, aus der Mulde empor und schaute ihren Mann fragend an.

„Der Schimmel ist alt, zudem sieht er viel; was meinst Karline?“ sagte er hinzu.

„Na ja, und im Frühjahr?“

„Dann laufe ich ein junges Pferd.“

„Ein junges? Das kostet noch mal so viel!“

„Stimmt schon, aber wenn ich Futter kaufen soll, so kommt das noch teurer.“

Frau Karline dachte eine Weile nach und sagte dann:

„Nun gut, Fried. Aber eins mußt du mir versprechen.“

„Was denn?“

„Das Geld gibst du mir zur Aufbewahrung.“

„Traust mir nicht, Karline? Bin ich denn ein Sausack?“

„Das bist du nicht, aber so ist es besser.“

„Meinetwegen“, antwortete Fried.

Somit war des Schimmels Schicksal bestimmt.

Noch waren die Schaffeln mit den Resten der Frühstückstuppe nicht vom Tisch geräumt, da bellte plötzlich der Hund. Fried Pinal schaute durchs Fenster und sagte:

„Karline, räum doch den Tisch ab; Ohm Christian kommt.“

Wasser (so hieß Pinal's Hund) begleitete den Gast bis zur Haustier- und bellte noch fort, als dieser schon in der Stube war.

„Ein schlimmer Hund!“ meinte Ohm Christian, nachdem er sich mit allen bewillkommnet hatte.

„Der ist von Heinrich Miets gelber Händin; war ein böses Vieh!“ erwiderte Pinal und fügte dann hinzu: „Was erzählen's denn Gutes Ohm Christian?“

„Halt nichts Bösonerliches; kam nur so etwas zu nahern (plaudern).“

Ohm Christian fuhr langsam mit der Hand in die rechte Westentasche, zog die Tabakdose hervor, öffnete sie, klopfte mit dem Deckel daran, hielt die Dose seinem Nachbarn hin und nahm dann selbst eine Piße.

Kaum hat Pinal geschmupft, so mußte er so heftig niesen, daß Ohm Christian laut aufschrie.

„Stark!“ bemerkte Pinal, nachdem er sich erholt hatte; „woher haben's den?“

„Hab ich mir aus der Stadt mitgebracht; den bekommt man nur beim Jankel am Ring.“

„So, so! muß ich mir merken.“

„Wissen's was, Ohm Christian?“ begann Pinal nach einer kurzen Pause, „ich hab's beschlossen, meinen Schimmel zu verkaufen.“

„Na na! Und warum denn, wenn man fragen darf?“

„Weil ich den Schuppen decken will, und da reicht mir das Stroh nicht.“

„Na, und jung ist er auch nicht mehr.“

„Das gerade nicht. Aber ich würde ihn für manches junge Pferd nicht hergeben.“

„Kann schon sein, Nachbar! Aber im Werte steigt er nun wohl kaum mehr.“ spöttelte Ohm Christian. „Was soll er denn kosten?“

„Warum fragen's denn?“ erwiderte Pinal, der Ohm Christian's Spott bemerkt hatte.

„Na, wenn Sie halt nicht zu viel verlangen, laufe ich ihn.“

„Nicht mehr, als er wert ist.“

„Und das wäre?“

„Hundert Gulden.“

„Viel Geld heutzutage.“

„Auf dem Markt waren die Pferde im Preise.“

„Das war vor zwei Wochen, in der Saatzeit, aber jetzt . . . zum Winter . . .“

„Der Schimmel kann sich noch immer sein Futter verdienen, auch im Winter.“

„Womit denn, Nachbar?“

„Mit Steinesahren zur Chauffee. Für ein Pferd ist's allerdings nicht, aber wer zwei hat, kann den Winter über einen schönen Groschen verdienen; man zahlt einen Gulden für die Fuhr. Zu Ihrem Braunen würde mein Schimmel gut passen, und Ihr Michel hätte eine Beschäftigung im Winter. Was geben's denn, Ohm Christian?“ fragte er nach einer Weile.

„Mit achtzig Gulden ist der Schimmel bezahlt.“

„Für achtzig Gulden kann ich ihn nicht lassen; müssen was auslegen, Ohm Christian.“

„Und was lassen's denn ab?“

„Weil Sie mein Nachbar sind und der Schimmel in gute Hände kommt, kann ich einen Rubel ablassen.“

„Und ich lege einen zu; also 13 Rubel.“

Pinal schaute seine Frau an; als diese ihm jubelte, sagte er:

„Der Rubel gehe zur Hälfte, ich gebe einen Beinkauf.“

„Na, meinetwegen! 13½ Rubel.“

Ohm Christian hielt seine Rechte hin und Fried Pinal schlug ein. Dann zog Ohm Christian seinen aus bunten Bändern genähten Geldbeutel aus der Tasche, nahm einen fünf-rubelschein heraus, legte ihn auf den Tisch und sagte:

„Hier ist Handgeld. Den Rest zahle ich nach zwei Wochen.“

Frau Karline nahm den Schein, befahl ihn und legte ihn in ein altes Gesangbuch, das sie dann in die Tafe versteckte. Nun schloß sie den Schrank auf, nahm eine Flasche Schnaps und zwei Gläser heraus und stellte sie auf den Tisch; dann legte sie ein angeschnittenes Brot und ein Messer auf den Tisch und holte einen Napf mit Salz.

„Eins müssen's halt mittrinken, Nachbarin.“ sagte Ohm Christian.

Frau Karline weizerte sich, holte schließlich aber noch ein Gläschen aus dem Schrank und schnitt einige Stücke Brot ab. Pinal schenkte ein und sagte: „Gesundheit!“, nahm sein Gläschen und trank's in einem Zuge hinunter. Dasselbe taten Ohm Christian und Frau Karline. Jeder nahm ein Stückchen Brot, langte mit den Fingern in den Napf, bestreute das Brot mit Salz und biß einige Male ab. Nach einer Weile wiederholten Pinal und Ohm Christian dasselbe; Frau Karline weizerte sich entschieden.

Der Kauf war abgeschlossen, und Frau Karline verwahrte alles wieder sofort.

Schluß folgt.

Aus Stadt und Land.

Lostrerung der Tschechen von Rom. Unter dieser Ueberschrift bringt das Wochenblatt „Tydli nepodlegla“ vom 17. Januar eine Nachricht, der zufolge am 8. Januar in Prag (der Hauptstadt Böhmens) die römisch-katholische Geistlichkeit über die Lostrerung von der römisch-katholischen Kirche und Gründung einer tschechisch-slawischen Kirche beraten habe. Von 211 Stimmberechtigten, wenn in den Telegrammen keine Fehler eingelesen sind, waren 140 für die Trennung, 65 gegen die Trennung und 6 schwiegen. Wie anzunehmen, fährt das genannte Blatt fort, fielen hier drei Tatsachen ins Gewicht: der alte tschechische Freiheitsinn, die Folgen des Klerikalismus der Habsburger (des früheren österreichischen Kaiserhauses) und das Verhalten des römischen Stuhles während des Weltkrieges. Zugleich, wie verlautet, wurden aus allen Schulen die Kreuzfahnen entfernt und an ihre Stelle das Bild des Präsidenten Masarik angebracht. Diese Tatsachen wurden von der Presse verschwiegen; nur einige Zeitungen erwähnten so etwas von „Freimaurerei“. Unsere Politiker scheinen darob zur Tagesordnung überzugehen. Doch der Verlust eines Volkes oder eines Reiches ist für den Vatikan (päpstliches Residensschloß) keine Kleinigkeit, und das in dem Moment, da im Weltkrieg die Reiche gestürzt haben, die ihm nicht gereicht oder an ihn schwach gebunden sind. — Ag. Stefani berichtet unterm 4. d. M.: „Acta Sedis Apostolicae“ veröffentlichten ein

Dekrét, in dem die Reformationsbewegung unter der tschechischen Geistlichkeit verurteilt wird. Durch das Dekret vom 15. Januar 1920 wird die tschechische Nationalkirche, die sich von der katholischen Kirche losgetrennt hat, exkommuniziert. Weiter wird ein päpstliches Schreiben an den Erzbischof in Prag veröffentlicht. Der Papst ermahnt darin den Erzbischof und den Klerus, der gegenwärtigen Lage die größte Aufmerksamkeit zu widmen und gibt ihnen den Rat, die Einberufung einer Versammlung in Prag zu veranlassen, um eine gegenseitige Verständigung herbeizuführen. Der Papst betont, daß die kirchliche Disziplin erhalten und gerettet werden muß. Das geistliche Jölibat müsse heilig und unantastbar bleiben. Der apostolische Stuhl werde dieses Gesetz niemals aufheben oder es erweichen.

Die Geschäftsstelle der deutschen Sejmabgeordneten bittet uns um Aufnahme folgender Zetel: Die evang. Einwohner des Dorfes Slatów, Gemeinde Tulow'e, Kreis Sochaczew, richteten am 9. Oktober 1919 durch uns ein Gesuch an das Kultusministerium mit der Bitte um Rückgabe des Schulhauses, in welchem sich gleichzeitig der evangelische Gottesdienst befindet. Auf dieses Gesuch ist bis heute keine Antwort eingelaufen. Dagegen erhielten wir am 15. Februar d. J. von den Landwirten aus Slatów ein neues Gesuch, daß die dortigen Zustände wie folgt schildert: „Am 9. Oktober 1919 wandten wir uns an den Herrn Kultusminister mit der Bitte um Regelung unserer Schulverhältnisse. Wie wir erfahren haben, hat der Herr Schulinspektor bereits einen diesbezüglichen Auftrag erhalten, doch erteilt er mit der Regelung desselben nicht. Der polnische Lehrer benutzt unseren evangelischen Gottesaal als Stall, hält in diesem eine Kuh, Heu und Holz. Ziegen sind: vor Baumgarten und Juliana Weiskner in Slatów. Gegen diese unerhörte Einseitigkeit wenden wir uns an den Herrn Minister mit der inständigen Bitte um eine gefällige allerhöchste diesbezügliche Verordnung und um eine entschiedene Benachrichtigung an den Herrn Schulinspektor.“

Wochenschau.

Polen. Die seitens Sowjetrußlands vorgeschlagenen Friedensbedingungen bilden den Gegenstand eifriger Beratungen in den Regierungskreisen. Es ist in Warschau eine Sonderkommission gebildet worden, die unter dem persönlichen Vorsitz des Außenministers Patek die für die Zukunft der Republik so wichtige Entscheidung trifft. Dienstag, den 10. Februar, gaben in allen Großstädten Polens Salutschüsse der Bevölkerung Kenntnis davon, daß die polnischen Truppen die Westküste erreicht haben. Aus dem gleichen Anlaß waren die öffentlichen Gebäude und alle Privathäuser besetzt. Am 9. Februar verließ die letzte deutsche Abteilung in Stärke einer kombinierten Bataillons Danzig. Nachmittags und abends trafen starke Abteilungen englischer Besatzungstruppen, überwiegend aus Irländern bestehend, ein. Der englische Heereskommandant in Danzig, Pating, übernahm heute sein Amt im Gebäude des früheren Generalkommandos, auf welchem nun die englische Flagge weht. Am 12. d. Mts. traf ein französisches Bataillon in Danzig ein. — Die früheren Gouvernements Petrikau und Kalisch bilden jetzt die Lodzer Wojewodschaft. Wojewode ist der Ingenieur Antoni Kaminski, der vorige Woche die Vertreter aller Zeitungen zu sich berief und ihnen Mitteilungen über die Ziele und Aufgaben der Wojewodschaft machte.

Die Eröffnung der Tätigkeit der Wojewodschaft erfolgt am 15. Februar. Die Wojewodschaft wird 10 ministerielle Departements besitzen. Mit Beginn der Funktion der Wojewodschaft müssen sich die Starosten mit allen Fragen zunächst an die Wojewodschaft wenden, die die Frage prüft und diese selbst entscheidet, auch den Beschluß faßt, ob diese Frage an das betreffende Ministerium weitergeleitet werden soll oder nicht. Nach den Erklärungen des Herrn Wojewoden umfaßt die Lodzer Wojewodschaft die früheren Gouvernements Kalisch und Petrikau, mit Ausnahme der Kreise Czestochau und Bendzin, die als metallurgische dem Dombrowaer Kohlenbecken angegliedert werden. Die Lodzer Wojewodschaft wird ein Areal mit 2.600.000 Einwohnern umfassen. Der Herr Wojewode teilte mit, daß die Krisis in der Lebensmittelzustellung aus England und Amerika bis April andauern wird, so daß wir bis dahin uns mit dem Bequägen müssen, was sich am Plage befindet. Es ist möglich, daß in der zweiten Hälfte der Monats März die ersten Transporte des von Polen im Auslande angekauften Getreides eintreffen werden. Neben der Aufbesserung der Verpflegungsverhältnisse wird es ferner eine Aufgabe des Herrn Wojewoden sein, die Industrie wiederzubeleben, um der Bevölkerung ein Einkommen zu sichern. Der Herr Wojewode wird bestrebt sein, die Kohlen- und Koksrisis beizulegen. Zu allem ist aber die öffentliche Ruhe nötig. Unsere Regierung ist keine absolutistische, sondern eine demokratische. Der Lodzer Arbeiter habe sich bisher als guter Staatsbürger und als ein Element erwiesen, auf das sich der Staat verlassen kann. Der Herr Wojewode will mit allen politischen Parteien in gutem Einvernehmen leben und keine Unterschiede machen. „Ob es ein Sozialist oder Narodowiec, Katholik oder Jude oder Evangelischer ist, für mich ist er ein freier Bürger des polnischen Staates.“ Eine feierliche Eröffnung der Wojewodschaft werde es nicht geben, die jetzige Zeit eigne sich nicht für derlei Pomp. Zum Schluß sagte der Herr Wojewode, alle sollen dessen eingedenk sein, daß seine Tür zu jeder Zeit für Jedermann offen ist. Ferner bemerkte er, er wolle zu der Presse gute Beziehungen unterhalten. — Der Ministerrat prüfte die Angelegenheit des Mieterschutzes. Nach längerer Aussprache wurde der Standpunkt der Regierung folgendermaßen beschlossen: a) Das Dekret über den Mieterschutz muß bedingungslos beibehalten werden, b) wegen der veränderten Bedingungen erkennt der Ministerrat eine Erhöhung der Mieten nach folgender Skala an: Von der Miete für ein Zimmer 20 v. H., für 2 Zimmer 40 v. H., für 3 und 4 Zimmer 60 v. H., für 5 Zimmer 80 v. H., für 6 und mehr Zimmer 100 v. H. vom Mietpreis vor dem Kriege berechnet und mit Umrechnung der Rubel in Mark = 100 Rubel für 216 M. Mieten für Schulräume können um 40 v. H., für Läden um 150 v. H. erhöht werden. — Der Posener Druckereiangestelltenstreik ist beendet und die Zeitungen erscheinen nach zweiwöchiger Unterbrechung wieder.

Deutschland. In der Auslieferungsfrage bereitet sich anscheinend eine Wendung vor. Die große Erregung, die sich wegen des Auslieferungsbegehrens der Entente aller Völkerkreise in Deutschland bewachtigt hat, ist bei den Führern der Entente anscheinend nicht ohne Eindruck geblieben. Noch besteht zwar die Krise in aller Schärfe fort, aber es hat den Anschein, als wenn langsam der Rückzug vorbereitet würde. Die Reaktion geht von England aus; ersichtlich in amtlichem Auftrage verbreitet das Reutersbureau in der Aus-

lieferungsfuge eine Note, deren gewundener Stil deutlich die Verlegenheit zeigt, in der man sich zurzeit im Foreign Office befindet. Der Schluß der Note ist aber klar und deutlich: er lautet dahin, daß die Entente über die Auslieferungsfrage in einen Meinungsaustausch mit Deutschland eintreten müsse. Vor Beginn der Verhandlungen mit Deutschland ist aber englischerseits bereits ein Meinungsaustausch innerhalb der Entente eingeleitet worden: England hat zwei seiner höchsten Juristen nach Paris geschickt, um der dort bestehenden Ententekretung, dem Botenrat, der bekanntlich den aus den leitenden Staatsmännern des Verbandes bestehenden Fünferbeirat abgelöst hat, den neuen englischen Standpunkt klar zu machen. Wie über Wien aus Berlin gemeldet wurde, bereitet Deutschland eine Gegenliste vor und will gleichfalls die Auslieferung der am Kriege Schuldigen aus dem Lager der Verbändemächte fordern.

Oesterreich. In Wien ist eine Entente-Kommission eingetroffen, die die Militärfragen in Oesterreich überwachen wird. Die Kommission besteht aus 200 Offizieren und gegen 1.000 Mannschaften.

England. Asquith erklärte in seiner Wahlrede in Paisley, es sei die Pflicht des Liberalismus, für die Entwicklung des Völkerbundes zu wirken. Die erste Aufgabe des Völkerbundes sollte die Revision der territorialen Bestimmungen des Pariser Vertrages sein. Weiter sagte Asquith, die internationale Lage erfordere vor allem die Wiederherstellung des Friedenszustandes und die Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen mit Rußland. Asquith trat für die Berufung einer internationalen Wirtschaftskonferenz aller vom Kriege mitgenommenen Staaten ein.

Für Bibelleser.

- 22. Februar: Matth. 11, 1—10. 2. Mos. 3, 1—12.
- 23. „ Matth. 11, 11—19. 2. Mos. 3, 13—22.
- 24. „ Matth. 11, 20—24. 2. Mos. 4, 1—17.
- 25. „ Matth. 11, 25—30. 2. Mos. 4, 18—31.
- 26. „ Matth. 12, 1—14. 2. Mos. 5.
- 27. „ Matth. 12, 15—21. 2. Mos. 5, 1—13.
- 28. „ Matth. 12, 22—37. 2. Mos. 7, 1—13.

Druck: „Kobler Druckerei“, Pöda, Petrikauer Str. 41.

CHROŚCIELS

Rechenbuch für Volksschulen

mit deutscher Unterrichtssprache

Heft I zum Preise von Mk. 1.—

„ II „ „ „ 2.—

(Postgebühren besonders)

ist in jeder Anzahl zu haben. Bestellungen sind zu richten an

G. Ewald, Lodz, Rozwadomska 17.

Eine neue große

Bilder-Bibel

in prächtigem Einband

zu verkaufen.

Näheres in der Geschäftsstelle dieses Blattes.